

PROZESSE

BLINDE

Shrimps und Spenden

Sozialrentner Georg Kaintoch, 54, kennt „die halbe Welt“, und wo irgend möglich nahm er Quartier im „Hilton“. Im Jet flog er nach Teheran und Tel Aviv, nach New York und Istanbul. In einem Lissaboner Feudal-Lokal wählte er „frische Forellen mit Shrimps-Cocktail“.

Reisekosten hatte Kaintoch nicht. Das Geld für die aufwendigen Trips kam aus der Kasse des „Deutschen Blindenhilfswerks e.V.“ („Blinde helfen Blinden“), dem der blinde Kaintoch von 1962 bis 1968 präsiidierte.

Doch was in den Kassenbüchern als „Dienst-, Inspektions- und Aufklärungsfahrten“ erschien, wurde Kaintoch nun von der Dritten Strafkammer des Landgerichts Duisburg vorgerechnet. Es verurteilte Kaintoch am Donnerstag letzter Woche wegen Untreue, Betrugs und Unterschlagung zu zwei Jahren und neun Monaten Gefängnis sowie 24 400 Mark Geldstrafe.

Der Prozeß gegen Kaintoch rückte zugleich eine Organisation ins Zwielicht, die stets des Mitgeföhls und der Spenden sicher sein konnte und den Spendern als Muster selbstloser Nächstenliebe galt.

Aber in der Duisburger Geschäftsstelle des Blindenvereins war der hauptamtliche Präsident Kaintoch (Monatsgehalt: rund 3000 Mark) sich selbst der Nächste, wie es scheint — und die Vizepräsidentin, Ehefrau Lina (Gehalt: 1400 Mark), war immer dabei. Sie saß neben ihm auf der Anklagebank. Urteil: neun Monate Gefängnis mit Bewährung.

Die Reisen um die halbe Welt auf Kosten des Blindenvereins sind nur ein Bruchteil an Verfehlungen, die der 1956 bei einem Betriebsunfall erblindete Hilfsarbeiter begangen hat. Aber sie zeigen, wie selbstverständlich der „soziale Botschafter“ (Kaintoch über Kaintoch) Spendengelder verfreemdete.

So buchte der „Manager in Blindenhilfe“ („Rheinische Post“) für 2000 Mark einen Informations-Flug nach Portugal und Spanien, ohne sich dort zu informieren. Kaintochs damaliger Fahrer (Dienstwagen: Mercedes) vor dem Duisburger Landgericht: „Drei Adressen hatten wir. Das in Madrid war so 'ne Art Schule. Aber wie wir da hinkamen, waren gerade Ferien. In Lissabon wohnte der eine Herr schon seit einem Jahr nicht mehr da, und der andere war verreist.“ Kritik ersparte sich der Chauffeur: „Dann hätte mir der Chef eine geklatscht.“

Auch ein Blinden-Funktionär, den Kaintoch in der türkischen Hauptstadt Ankara aufsuchen wollte, war gerade nicht zu Hause. In Teheran, einer weiteren Station seiner Orientreise, wurde der „sehr geehrte Herr Präsident nebst Frau Gemahlin Vizepräsidentin“ dagegen vom lokalen Blindenverein willkommen geheißen. Reisekosten für Kaintoch nebst dreiköpfiger Be-



Verurteilter Kaintoch
„Den Schinken essen wir“

gleitung: 16 000 Mark — Abstecher nach Athen und Saloniki inbegriffen.

Persiens Hauptstadt wurde zur Drehscheibe der Kaintoch-Transaktionen. So gewährte das Duisburger Blindenhilfswerk, laut Anklageschrift, der Teheraner „Kayan Newspaper Group“ einen 10 000-Mark-Kredit für eine Blinden-Druckanlage: Das Unternehmen zahlte das Geld zurück, und Kaintoch behielt es für sich. Genauso soll der Präsident mit knapp 7000 Mark verfahren sein, die der Blindenverband der persischen Hauptstadt als Darlehen-Rückerstattung nach Duisburg überwies.

Solches Finanzgebarén schlug sich auf die Bilanzen nieder: Das Blindenwerk nahm 1965 rund 800 000 Mark ein, aber nur 53 000 Mark kamen an „satzungsgemäßen Ausgaben“ den hilfsbedürftigen Blinden zugute. Im Jahr darauf war es knapp eine Million, aber fast 600 000 Mark wurden als „Verwaltungskosten“ verbucht.

Unnütze Verwaltungskosten verschlangen vor allem Kaintochs Blindenheime („Haus Hamburg“ bei Walddeck und Schloß Reelsen bei Bad Driburg), die obendrein häufig zweckentfremdet und von Kaintoch leger verwaltet wurden.

So berichtete der Heimleiter von „Haus Hamburg“, Hans-Joachim Schütt, Kaintoch habe ihm befohlen, auch sehende Gäste aufzunehmen — mit der Bemerkung: „In den Sommermonaten brauchen die Scheiß-Blinden überhaupt nicht zu kommen.“ Die Heimleiter-Frau erinnert sich an einen Kaintoch-Erlaß zum Speisezettel: „Den Schinken essen wir. Davon bekommen die Blinden nichts.“ Und der frühere Kaintoch-Vize Best behauptet, in den Heimen hätten, „von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Vorstandsmitglieder“ logiert.

Daß der Hilfswerk-Chef jahrelang Hilfsgelder privat verwenden und, beispielsweise, aus der Portokasse Schmuck für seine Frau finanzieren

konnte (so sein Fahrer Günther Lamper), führt sein blinder Nachfolger Heinrich Jonas („Ich war immer gegen ihn“) darauf zurück, daß Vereinsbedienstete „aus finanzieller Abhängigkeit Angst vor ihm hatten“.

Angst flößte Kaintoch seinen Untergebenen schon durch sein forsches Auftreten ein. So berichtete ein Zeuge: „Niemand hat es je gewagt, ihm zu widersprechen.“ Und noch auf der Anklagebank, so verzeichnete ein Duisburger Gerichts-Reporter, gebärdete sich Kaintoch „wie ein Bulldozer“.

Die Hilfswerk-Nachfolger Kaintochs, der zum Abschied aus Duisburg einen Teil der Spender-Kartei mitgehen ließ, werden unter ihrem Ex-Präsidenten womöglich auch in Zukunft zu leiden haben. Denn während der neue Vorsitzende Jonas sich fragt, wie „all die Schuld abgetragen werden kann“, hat Kaintoch an seinem neuen Wohnsitz Wiesbaden einen Gegenverein gegründet — das „Deutsche Blindensozialwerk e.V.“. Mitgründer: Ehefrau Lina, deren Schwester, ein Neffe und zwei Nichten.

SCHULEN

BILDUNGSFÖRDERUNG

Grau und duster

Der Hausmeister wird mit Kognak besänftigt, wenn die Schüler über Tische und Bänke turnen. Raumpflegerinnen drohen mit der Kündigung, weil sie kaum noch Gelegenheit zum Putzen finden. Eine alte Dame, 102, aus dem Nebenhaus führt Klage, daß schulpflichtige Mädchen auf den Schultern der Erzieher balancieren.

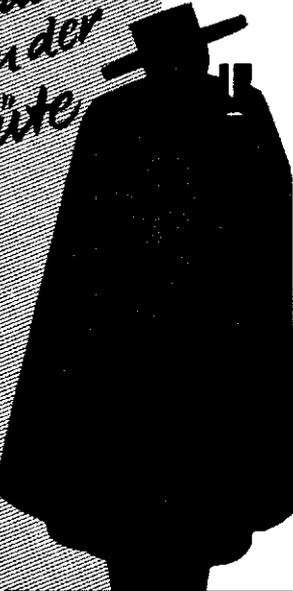
Was Personal wie Nachbarn der Lemgo-Grundschule im Berliner Arbeiterbezirk Kreuzberg aufbringt, sind nur die Begleiterscheinungen eines für die Bundesrepublik einmaligen Experiments: Mit Beistand der Berliner Schulverwaltung kümmern sich jeden Nachmittag 180 Studenten aller Fa-



Bildungsförderer Evers
„Schule von acht bis 16 Uhr“

Auffallend

*...auch
in der
Güte*



SANDEMAN

PORT · SHERRY
MADEIRA
WHISKY · GIN



IMPORT FÜR DEUTSCHLAND
G. KLAEBISCH & CO. ELTVILLE/RH.

kultäten an 40 Grundschulen der Stadt um rund 1500 Kinder.

Die Studenten-Aktion, für die in diesem Jahr 260 000 Mark und für 1970 395 000 Mark bereitstehen, ist Teil eines langfristigen Reformprogramms, das der Berliner Schulsenator Carl-Heinz Evers anvisiert: „Einführung der Ganztagschule — Unterricht von acht bis sechzehn Uhr, Mittagessen in der Schule, Fortfall der Hausaufgaben — und schließlich als Fernziel die Zusammenfassung der bisher üblichen Schultypen in neu zu schaffenden Gesamtschulen“.

Für dieses Modell setzten sich auch studentische Bildungs-Aktivisten ein, die sich 1966 in einer „Aktion Bildungswerbung“ zusammenfanden. Sie zogen in Betriebe und in Gewerkschaftsversammlungen, suchten durch Vorträge und Diskussionen Arbeitereltern vom Nutzen einer besseren Schulbildung für ihre Kinder zu überzeugen. Immer wieder aber stießen sie, wie sich Kunststudent Burkhardt Söll, 25, erinnert, auf Protest: „Ihr haltet hier schöne Vorträge, aber macht doch mal was.“

In Zusammenarbeit mit dem senats-eigenen „Pädagogischen Zentrum“ und dem in Berlin ansässigen Max-Planck-Institut für Bildungsforschung machten die Studenten dann, was Pädagogen heute „kompensatorische Erziehung“* nennen. Sie bildeten zunächst sieben Schularbeitszirkel, in denen jeder Helfer — darunter auch einige Lehrer und Oberschüler — an mehreren Nachmittagen bis zu zehn Volksschüler der 2. bis 6. Klassen beschäftigt. Jeweils ein halber Nachmittag ist den Schularbeiten vorbehalten, die andere Hälfte bleibt für Spiele (Fußball, „Mensch ärgere dich nicht“), für Arbeit (etwa im Photolabor) oder auch einfach zum Toben frei. Die Helfer (Stundenlohn: sieben Mark) besuchen außerdem Schulungsabende und bemühen sich um Kontakte zu Lehrern und Eltern.

Viele Lehrer freilich halten von der neuen Methode nichts, vor allem, weil es nach ihrem Geschmack bei den Schul-Nachmittagen zu wenig diszipliniert zugeht. Kunststudent Söll, Absolvent der Pädagogischen Hochschule, über die Voreingenommenheit der Traditionspädagogen: „Für die Mehrzahl gibt es nur Kinder, die lernen wollen. Soziale Ursachen für Schulversagen kommen den meisten nicht in den Sinn, und gegen uns erheben sie dann den Einwand, daß wir nicht pädagogisch ausgebildet seien.“

Bei den Eltern stößt die Bildungsförderung auf nicht weniger Widerstand. Sie sind zwar froh, daß jemand mit ihren Kindern Schularbeiten macht und auch einmal den Zoo besucht, ein Vertrauensverhältnis aber, so Hansjörg Hilke, 26, Student der Kybernetik an der Technischen Universität, sei oft erst nach mehrmaligen „ungeheuer zeitraubenden“ Abendbesuchen herzustellen. Die Eltern sind häufig

* Als „kompensatorische Erziehung“ bezeichnen Pädagogen den Versuch, Milieuschäden auszugleichen, die bei Kindern im Alter von zwei bis sechs Jahren durch fehlende intellektuelle Anreize im Elternhaus entstanden sind.

beide berufstätig und gehören oft zu jenen Bevölkerungskreisen, von denen der Soziologe Ralf Dahrendorf einmal sagte, das Innere einer höheren Schule sei ihnen so fremd wie einem Normal-Bürger das Innere eines Klosters.

Denn Arbeitern mutet das Gymnasium — so ermittelte der Kölner Psychologie-Professor Josef Hitpaß — als „sehr kompliziert, theoretisch, unangenehm und außergewöhnlich“ an. Hitpaß-Interviewern erklärten sie: „Ich kann doch überhaupt keine Hausaufgaben kontrollieren... ist ja viel zu hoch.“

„Angstzustände“ (Hilke) bekommen aber auch viele der neugeworbenen Studenten, wenn sie den ersten Besuch bei solchen „bildungsfernen“ Eltern hinter sich haben. Typisches Urteil der studierenden Angestellten- und Beamtenöhne über das Arbeitermilieu: „Das ist alles so grau und duster.“

Daß durch die Arbeit der studentischen Bildungsförderer eine nennens-



Bildungsförderer Hilke, Schüler
„Angst bekommen“

werte Zahl von Kindern aus dieser tristen Umgebung zur höheren Schule gefunden hätte, ist laut Hilke „mehr ein Wunschkind des Senators“. Söll klagte zudem über „böse Erfahrungen“ bei jenen Schülern, die auf Anregung der Bildungsförderer hin die Oberschule besuchen. Die Studenten kümmern sich weiter um diese Kinder, aber, so Söll: „Die Lehrer auf der höheren Schule haben noch weniger Sinn für die soziale Problematik dieser Kinder als die Volksschullehrer und ziehen die Leistungsschraube hart an — ohne Rücksicht auf die Vorkenntnisse und auf die mangelnde Hilfe im Elternhaus.“

Die Studenten haben die Werbung fürs Gymnasium deshalb nicht aufgegeben. Aber ihre Erfolge liegen woanders. Kybernetiker Hilke: „Wir erfassen größtenteils Kinder, die schon auf der Grundschule zu versagen drohen.“ Und von diesen haben sie „schon eine ganze Reihe“ vor der Hilfsschule bewahrt.